

Unser Planet.

B l a t t e r

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

U n t e r h a l t u n g s b l a t t.

N^o 98.

(II. Jahrg.) Dienstag, den 26. April.

1831.

Graf Vittorio Alfieri.

(Beschluß.)

Sie sah ihn dabei mit ihren schönen thränenfeuchten Augen so flehendlich an, drückte ihn fast krampfhaft die Hand und um den schmerzhaft verzogenen Rosenmund schwebte ein schwaches zärtliches Lächeln. Alfieri blieb und nach und nach erfuhr er nun durch ihr Geständniß und seine ungestümen Fragen mehrere Einzelheiten dieses unartigen Liebesverständnisses.

Als Alfieri alles dieß aus dem Munde der Lady erfahren hatte, versank er anfänglich in eine an Erstarrung gränzende Ruhe. Aber bald trat an die Stelle dieser scheinbaren Gefühllosigkeit, Schmerz und Wuth und die Flamme der Liebe, die er für die Unwürdige in seiner Brust so eifrig genährt hatte, loderte immer wieder von Neuem auf. Unschlüssig, was er thun sollte, blieb er den Abend bei ihr, unter Vorwürfen, Seufzen und Klagen, und endlich verließ er sie mit der Erklärung:

„Sie haben mich allerdings sehr richtig beurtheilt, Mylady! wenn Sie mir so oft bestimmt wiederholt, ich würde Sie nie zum Weibe nehmen. Hätte ich, nach meiner Verheirathung erst, das erfahren, was Sie mir jetzt entdeckt, so würd' ich keinen Augenblick gezögert haben, Sie mit eigener Hand dem Tode zu opfern, und mich vielleicht dann selbst über Ihre Leiche, wenn Sie mir dann noch so theuer gewesen, als Sie es mir in diesem Moment ach nur zu sehr noch sind. Es ist unmöglich, daß ich Sie, nach einer solchen Aufführung noch achten kann, aber Sie haben meine Geringschätzung durch Ihr freiwilliges Geständniß gemildert. Von jener Liebe, die ich früher für Sie gefühlt, kann jetzt nicht mehr die Rede sein, da ich aber die Veranlassung zu Ihrer Verstoßung gewesen bin, so war' es schändlich von mir, wenn ich Sie ganz verlassen wollte. Ich werde mich Ihrer als Freund redlich annehmen! Ich bin daher bereit, in irgend einem Theile Europa's oder

Amerika's unbekannt mit Ihnen zu leben; nur können Sie nie mein Weib werden, oder es auch nur scheinen wollen.“

Kaum hatte er diese Worte geredet, so verließ er die Lady, um sich von der Marter zu befreien, mit ihr, nach einer solchen Enttäuschung, noch länger unter vier Augen zu sein, und kehrte voll Verzweiflung in seine Wohnung zurück. Nach einer schlaflosen Nacht, von tausend sich widerstrebenden Gefühlen gefoltert, stand er am Morgen wieder auf. Er fühlte, welche schwere Verpflichtung er sich durch sein der Lady gestern gegebenes Versprechen aufgelegt habe, aber auch die Nothwendigkeit, nicht wortbrüchig zu werden, wenn er sich nicht selbst verachten sollte.

Beim Frühstück brachte ihm sein Bedienter wie gewöhnlich mehrere der in London erscheinenden Tagesblätter. Halb mechanisch, und um durch deren flüchtigen Ueberblick seinen trüben Gedanken wenigstens auf einige Minuten eine andere Richtung zu geben, nahm er das eine und das andere zur Hand. Er staunte, als er in dem einen seinen Namen gedruckt sah. Er sah nun genauer nach und fand einen Artikel, in welchem sein Abenteuer mit der Lady S... bis auf die kleinsten Umstände und der Wahrheit gemäß erzählt war. Er erfuhr daraus, was die Lady ihm wohlbedächtig verschwiegen hatte. Der Jockey, sein Nebenbuhler, hatte zuerst, aus Eifersucht, Alfieri's Schleichwege zu seiner Gebieterin erspäht, seinen ersten Besuch auf dem Landgute und die Zurücklassung seines Pferdes die Nacht über in der Dorfschenke erkundschaftet, den Lord zuerst darauf aufmerksam gemacht, Alfieri auch dann bei dem letzten Besuche nebst Andern aus dem Hause kommen sehen und erkannt. Die Nachricht von seiner Entdeckung hatte den Zweikampf des Lords mit Alfieri herbeigeführt, und als der Jockey hernach seinen Herrn so voll Verzweiflung über die Untreue seiner Gattin gesehen: die er so heftig geliebt, von der er sich nun trennen müsse, war er zu ihm gegangen, und

hatte ihm selbst sein dreijähriges geheimes Einverständnis mit seiner Gemahlin entdeckt, um diesen zu enttuschen, und sich an Alfieri und seiner Gebieterin zu rächen, und sein Bekenntnis mit der Witte geschlossen: sein Herr möchte sich doch nicht länger um eine Gattin betrüben, deren Verlust er vielmehr als ein Glück zu betrachten habe. Der Artikel bemerkte noch, daß der Jockey, nach solchem Geständnis, immer noch in den Diensten des Lords sei und er enthielt eine Menge schändlicher und lächerlicher Details von dem Jockey, dessen Namen, Alter, Gestalt nicht vergessen waren.

Alfieri glaubte des Todes zu sein, als er dieß Alles las, und sobald er nur wieder zu einiger ruhigen Besinnung kommen konnte, wurde es ihm klar, daß die Lady ihm deshalb zum Schein freiwillig das Geständnis von ihrem Liebeshandel mit dem Jockey am Freitag Abend gemacht, weil es schon an dem nämlichen Vormittag durch einen Zeitungsschreiber zur Kenntniß der halben Stadt London gekommen war.

Alfieri eilte wie ein Wüthender zu ihr. Das Blatt in der Hand, überhäufte er sie mit den heftigsten Vorwürfen über ihre nichtswürdige Spiegelfechterei, schwur, sie nie wieder zu sehen, und stürzte wie ein Verzweifelter wieder aus ihrem Zimmer.

Aber so groß war doch noch seine Zuneigung zu ihr, er war dadurch so schwach, daß er doch nach Verlauf einiger Stunden wieder zu ihr ging, den ganzen Tag bei ihr blieb und sie mehrere Tage hinter einander besuchte, bis sie sich entschloß, da sie zum Stadtgespräch geworden war, und sie sich nirgends öffentlich sehen lassen konnte, England zu verlassen und nach Frankreich zu gehen, um sich dort auf einige Zeit in ein Kloster zu begeben.

Alfieri begleitete sie, und um seine Trennung von ihr so viel als möglich zu verzögern, durchstreich er mit ihr mehrere Provinzen England's; er verwünschte ihre Bekanntheit, er verabscheute ihre Sittenlosigkeit, und doch konnte er sich nicht von ihr losreißen.

Endlich in einem Moment, wo die Schaam über seine Unentslossenheit, der Unwille über ihre Aufführung und hauptsächlich über die Vorpiegelung eines freiwilligen Geständnisses ihrer Schuld stärker waren, als seine Liebe, verließ er sie in Rochester; sie ging von dort mit ihrer Schwägerin über Dover nach Frankreich. Alfieri kehrte nach London zurück.

Dort angekommen, erfuhr er, daß Lord S... den Scheidungsprozeß wider seine Gattin auf den Grund verfolgt, das sie mit Alfieri in einem verbotenen Umgange gelebt habe, daß er aber des Jockey's mit keiner Sylbe gedacht, um sich dadurch nicht selbst dem Spotte der Welt noch mehr Preis zu geben. Deshalb verfuhr er auch bei diesem Rechtshandel sehr schonend gegen Alfieri, dieser wurde nicht darüber vernommen, weil der Ehebestand durch die Aussage mehrerer Zeugen hinlänglich erwiesen war, der Lord aber nur auf eine Ehe-

scheidung, nicht aber auf eine Geldentschädigung, die der Gatte nach englischen Gesetzen von dem Verführer seiner Gattin fordern kann, angetragen hatte.

Alfieri konnte daher ungehindert und ohne Verlust an seinem Vermögen England verlassen, und wenn er, nach einer solchen bitteren Erfahrung daselbst, doch immer eine entscheidende Vorliebe für England behalten und sie sowohl mündlich, als in seinen Schriften an den Tag gelegt hat, so kann man wohl nicht ohne Grund annehmen, daß die dort herrschende Pressfreiheit daran einen großen Antheil hat, denn nur durch sie wurden ihm die von Liebe verblendeten Augen über Lady S... geöffnet.

Die Braut des Venetianers.

(Fortsetzung.)

Zimmerleute und andere Handwerker fertigten Treppen, auf welchen die kühnen Krieger von den sieggekrönten Schiffen niedersteigen sollten, oder Bühnen, von welchen die Schönen Venedigs den Tapferen ihre Tücher zuschwenken und Musiker die Märsche derjenigen feiern konnten, die zur guten Schlacht unter'm Schutz des Löwen und des heiligen Markus ausgezogen waren! Weiber und Kinder suchten das sparsame Grün und die wenigen Blumen, welche die meerumgürtete Stadt darzubieten vermochte, während Andere auf das Festland, nach Lorbeern und Rosen an den Ufern der Brenta, gesendet wurden.

Selbst die leblose Natur schien des Menschen Freude und Triumph zu theilen; reichstrahlend stieg die Sonne empor, heiteres Blau lächelte vom Himmel nieder, ruhig war die See, und ein Lusthauch, so zart wie der Seufzer glücklicher Liebe, begünstigte Venedigs Jubeltag.

Inzwischen schwebte, in Form eines Halbmondes, die Flotte immer näher und näher. Deutlich konnte man durch die klare transparente Luft die Schiffe von einander unterscheiden; und wie sie über das spiegelglatte Gewässer ihrem Ruheplaz zugelieten, vermochte man mit Bestimmtheit das Banner eines jeden zu sehen, und die erwartungsvollen Bürger am Ufer wußten die Galeere zu bezeichnen, in welcher Sohn, Bruder oder Freund fortgeschifft waren. „Das ist die Stella,“ rief ein alter Mann, „mein Sohn befehligt das Schiff.“ — „Und das dort ist die Speranza,“ schrie ein Anderer, „Gott sei gepriesen, meines Francesco Flagge weht noch auf der Spitze des Mastbaumes!“ Ausrufungen wie diese, und unverstellte Ausbrüche liebender Gefühle ertönten jeden Augenblick aus den Tausenden, die da versammelt waren, während die berebten, ausdrucksvollen, italienischen Gemüther darboten, auf welchen das Auge des Künstlers mit Bewunderung und Entzücken verweilt haben würde.

Die Flotte war bereits so nahe, daß man den Schall der kriegerischen Musik hören, und Alles am Borde der Schiffe deutlich sehen konnte. Längs der Wände der Galeeren waren die glänzenden, bemalten Schilder der zurückkehrenden Ritter und Knappen aufgestellt; die Krieger standen auf den Verdecken in stählernen Rüstungen und mit silberverzierten Helmen auf den Hauptern; hell schimmerten im Glanze der Sonne Schwerdter, Lanzen, Kolben, Streitärte; der „geflügelte Löwe“, das Wahrzeichen der Republik, wehte stolz in der Luft; die Banner der Patricier-Familien von Venedig flatterten auf dem hohen Hinterverdeck der Kriegsschiffe, während die Hauptgaleere, welche den „blinden, alten Dandolo“ nach dem Schauplatz seines Ruhmes getragen hatte, durch ein ungeheures, weißes Banner überlagert war, worauf in großer, goldner Schrift der neue, stolze, seltsame aber wahre Titel: „Herr von drei Achttheilen des römischen Reiches“ prangte, welchen der erobernde Doge angenommen hatte, und den die venezianische Republik beibehielt.*)

(Fortsetzung folgt.)

Latour b' Auvergne.

(Fortsetzung.)

Der damals regierende Comité du Salut public, von diesen und andern ähnlichen Tugenden Latour's unterrichtet, ernannte den Tapfern zum Obersten des ehemaligen Regiments Champagne. Auf die hiervon erhaltene Nachricht versammelte der edle Hauptmann seine Grenadiere und sprach zu ihnen:

„Kameraden, ich habe euch versammelt, um euren Rath zu verlangen.“

Die Grenadiere sahen bei dieser Anrede lachend einander an.

„Ja, ja,“ fuhr Latour fort: „Ich habe bisweilen euch einen guten Rath gegeben, jetzt ist die Reihe, mir einen solchen zu ertheilen, an euch. Die Regierung hat mir ein Oberstenpatent zugesendet; soll ich es annehmen? Was meint ihr dazu, Kameraden?“

Ueberrascht und niedergeschlagen schwiegen die Grenadiere, und schienen ihre Antwort in Latour's Blicken und Mienen lesen zu wollen. Endlich nahm einer derselben das Wort. „Capitain, nicht nur der Rang eines Obersten, sondern ein weit höherer hätte Ihnen schon längst gebührt. Wir sind davon überzeugt, und gewiß theilt die ganze Armee diese unsere Meinung. Aber wir, wir würden unsern Vater, unsern besten Freund verlieren. Gleichwohl können wir Ihnen nicht abrathen, dieses wohlverdiente Avancement anzunehmen, wie schmerzlich es für uns auch sein wird, aus unserer Mitte den

zu verlieren, an welchem die Herzen Aller hängen!“ — Diese Worte waren von Thränen begleitet, die über die Wangen der tapfern Krieger flossen. Latour fühlte sich davon ergriffen. „Kameraden,“ antwortete er: „ich sehe, daß mein Abgang euch betrüben würde. Ihr seid also zufrieden mit mir?“ — „„Zufrieden! Aber Sie, sind auch Sie es mit Ihren Grenadiere?““ — „Ja, Kameraden, sehr zufrieden! Ihr seid Alle brave Leute und ich liebe euch Alle wie meine Kinder. — Deshalb wollte ich eure Meinung wissen. Ich kenne sie nun, und sende also das Oberstenpatent zurück.“ — „„Aber Capitain!““ wollten Einige einwenden. — „Ich höre auf nichts weiter, ich kenne eure Gesinnungen: dies genügt mir. Ihr seid heute Alle meine Gäste. Daß keiner von euch fehle.“*)

So verließ er seine erstaunten und gerührten Grenadiere, um ein militärisches Mahl anzuordnen.

Und Alle kamen, Keiner fehlte. Latour mitten unter ihnen. Zu Ende der Mahlzeit schenkte er Allen ein, stand auf und sprach zu seinen Gästen: „Wohlan, Kameraden, laßt uns hier die gegenseitige Verpflichtung erneuern, von meiner Seite, euch nie zu verlassen, von der euren, mir stets treu zu sein!“

Nach diesen Worten ließ er mit Allen unter dem lauten Jubel Aller an.

Und der Bund wurde redlich gehalten bis zu dem Tode des Stifters.

Nach dem mit Spanien geschlossenen Frieden schiffte Latour sich nach Bretagne, seiner Heimath, ein; aber das Schiff wurde auf der Fahrt von den Engländern weggenommen; es war ein kleines Fahrzeug ohne alle Vertheidigungsmittel. Latour wurde als Gefangener nach England gebracht. Einst wollte man die französischen Kriegsgefangenen zwingen, die National-Kokarde abzulegen. Latour, der sich unter ihnen befand, ermunterte sie, es durchaus nicht zu thun. Er allein widersetzte sich den englischen Agenten, denen nie etwas heilig gewesen; er behielt seine Kokarde.

*) Dieses allerdings lobenswerthe, kameradschaftliche Verhältniß Latour's zu seinen Untergebenen konnte indessen den andern Officieren, welche es ihm nicht gleich thun konnten, oder wollten, nicht ganz erwünscht sein.

K. b. G.

(Fortsetzung folgt.)

Lucinde.

Es reinigt, scheuert immerfort
Die Dienerschaft bei Frau Lucinden,
Man würde — glaubt mir's auf mein Wort —
Nichts Schmutziges im Hause finden,
Sah' man nur nicht die Hausfrau dort.

K. M.—r.

*) Der Titel der Dogen von Venedig nach Dandolo war: Dominus quartae partis et dimidia imperii Romani. Dieser Titel blieb unverändert bis auf Giovanni Delfino, erwähnt 1356.

Neuestes Leben und Treiben auf unserm Planeten.

Bremen, April 1831.

In meinem letzten Berichte hatte ich mich freilich anheischig gemacht, zunächst einen Blick auf unser literarisches Treiben zu werfen; allein ich glaube Ihren Wünschen zu entsprechen, wenn ich vor allen Dingen schon jetzt über einen Gegenstand berichte, welcher hier in diesem Augenblicke Alt und Jung in größere Bewegung setzt. — Das gegen die Giftdröckerin Gesche Margarethe Gottfried geb. Timm vom hiesigen Obergerichte ausgesprochene Todesurtheil ist in diesen Tagen vom Oberappellationsgerichte der vier freien Städte Deutschlands bestätigt, und da die Verurtheilte auf ein Gnabengesuch selbst verzichtet hat, dieses wenigstens sehr bald beseitigt sein würde: so haben wir, der polizeilichen Ankündigung zu Folge, am 21sten April Morgens 8 Uhr auf dem hiesigen Domshofe das Schauspiel der, von dem Volke mit grimmiger Wuth ersehnten, Hinrichtung jener Verbrecherin zu erwarten. Es wird daher jetzt an der Zeit sein, Ihren Lesern in allgemeinen Umrissen das Gemälde eines durch beispiellose Verbrechen geschändeten Lebens zu entwerfen, das wenigstens das Verdienst buchstäblicher Wahrheit vor allen bisherigen Schilderungen voraus haben wird.

Es war am 6ten März 1828, als dem hiesigen Criminalgerichte von dem Rademacher Kumpff die Anzeige wurde, er habe an einem Stücke Speck, das er selbst in seinem Schranke für sich aufbewahrt gehabt, als er dasselbe, um davon zu essen, wieder herausnehmen wollen, eine weißliche körnige Substanz bemerkt, die ihm um so mehr aufgefallen sei, als der Speck auch gar nicht mehr die, von ihm demselben gegebene, Lage gehabt habe. Seine herangerufene Hausgenossin, die Madame Gottfried, habe jenes freilich für Fett erklärt, indeß habe er schon seit längerer Zeit, wegen plötzlich eingetretener prinlicher Magenbeschwerden ärztlich behandelt, jenen merkwürdigen Umstand seinem Arzte nicht vorenthalten zu dürfen geglaubt; durch chemische Untersuchung sei aber die weißliche Substanz sofort für Arsenik erkannt worden.

Durch ein unverzüglich angestelltes summarisches Zeugenverhör wurde dieses versuchten Giftmordes jene genannte Madame Gottfried bringend verdächtig, und ein mit derselben in ihrer Wohnung gleich darauf vorgenommenes Verhör konnte jenen Verdacht so wenig verringern, daß vielmehr noch an demselben Tage die Verdächtige nach dem Stadthause in gefängliche Verwahrung geführt wurde. Schon während dieselbe sich hier befand, wurde die förmliche Untersuchung gegen sie eröffnet, die sich dann etwa zwei Jahre hinzog, denn immer neue Verbrechen kamen zum Vorschein. Endlich nachdem Inquisitin längst in unser neues Detentionshaus abgeführt war, nachdem hier und in Hannover über dreißig Leichen, die zum Theil schon seit langen Jahren in der Erde geruht hatten, wieder ausgegraben und

chemisch untersucht, nachdem eine Menge einheimischer und fremder Zeugen abgehört waren: endlich wurden die Acten geschlossen; das Untercriminalgericht erklärte sich wegen der Größe der zu erkennenden Strafe für incompetent, und im September 1830 erfolgte sodann von hiesigem Obergerichte das folgende Urtheil:

In Untersuchungssachen wider Michael Christoph Gottfried Witwe, Gesche Margarethe, geborne Timm, wegen Giftmisshandlung und mehrerer anderer Verbrechen, erkennt das Gericht nach Einsicht der Acten und nachdem die Untersuchung in Gemäßheit des Decrets vom 22. Mai d. J. vervollständigt worden, die Inquisitin, außer mehreren Diebstählen, Betrügereien und Meineiden, so wie der versuchten Abtreibung von Leibesfrucht, für überführt und geständig:

1) ihre beiden Eltern, ihre drei Kinder, ihren ersten und zweiten Mann, ihren Bruder, ihren Bräutigam Paul Thomas Zimmermann, die Anne Lucie Meyerholz, den Johann Mosens, die Ehefrau des Rademachers Johann Christoph Kumpff, geb. Meng, die Ehefrau des Kupfers Friedrich Schmidt, geb. Cornelius, und den Beschlagsmeister Kleine zu Hannover vorsätzlich mittelst Giftes getödtet, auch den Tod der Tochter der besagten Schmidt, Elise, durch eine, wenn auch nicht erweislich vorsätzliche, Vergiftung verschuldet zu haben.

2) Dem gedachten Johann Christoph Kumpff, in der Absicht, um ihn zu tödten, wiederholt Gift beigebracht und dadurch eine bedeutende Gesundheitszerstörung bei ihm verursacht, so wie endlich

3) vielen andern Personen vorsätzlich, wiewohl ohne die erweisliche Absicht, zu tödten, mit mehr oder minder nachtheiligen Folgen für ihre Gesundheit, Gift gegeben zu haben.

Das Gericht verurtheilt daher in Gemäßheit der peinl. Gerichtsordnung Art. 130 und unter Berücksichtigung der mildernenden Grundsätze des heutigen Gerichtsgebrauchs, die Inquisitin Michael Christoph Gottfried Witwe, ihr selbst zur wohlverdienten Strafe und Andern zum warnenden Beispiel, zum Tode mittelst des Schwertes, und beauftragt das Criminalgericht, für die Eröffnung und Vollstreckung, so wie für die öffentliche Bekanntmachung des gegenwärtigen Erkenntnisses und alle damit zusammenhängenden Maßregeln Sorge zu tragen.

Sämmtliche durch die Untersuchung wider die Inquisitin und durch ihre Verurtheilung und Bestrafung verursachten Kosten sollen aus ihrem Nachlaß, so weit er dazu ausreicht, ersetzt werden.

Erkannt im Obergerichte. Bremen d. 17. Sept. 1831.

(Folgen die Unterschriften.)

(Fortsetzung folgt.)